

---

## Buchbesprechungen

---

Sven Papcke, *Deutsche Soziologie im Exil, Gegenwartsdiagnose und Epochenkritik 1933-1945*, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 1993, 39 DM.

Im nachhinein mutet es wie ein weiterer tragischer deutscher Irrtum an, daß sich die rebellierende studentische Jugend nach 1968, ein Jahr, das schließlich mit der Erfahrung der Zerschlagung des Prager Frühlings durch die Truppen des Warschauer Pakts aufgewartet hatte, in die sektiererische Ecke und zu den Ladenaufwächtern des Marxismus-Leninismus flüchtete. Das führte zwar selten zu ausgesprochenen Freundschaft mit der Heimat der werktätigen Bevölkerung, der DDR, wohl aber zu einem luxurierenden Mißtrauen der westdeutschen Demokratie gegenüber, die man durch eine gründliche Systemüberwindung erst zu einer „wirklichen“ Demokratie glauben zu müssen. Einigen zumindest ist bald aufge-

fallen, daß der Diskurs der „Systemüberwindung“ in vieler Hinsicht an antidemokratische deutsche Traditionen anknüpft und daß die Parole „Kapitalismus führt zum Faschismus — Kapitalismus muß weg!“ nicht nur dumm ist, sondern sich all den Lehren verweigert, die man aus dem Untergang der Weimarer Republik in die Katastrophe hätte ziehen können. Aber der Verweigerungsgestus gegenüber der „bürgerlichen Demokratie“ hat in Westdeutschland bis in die achtziger Jahre hinein zum Zeitgeist gehört, man denke etwa an die Anfänge der „Grünen“, und war in vielen Debatten um die deutsche Einigung nach 1989 spürbar, als manche den DDR-Bürgern einen „dritten Weg“ abverlangen wollten — für alle wohlhabenden Gesellschaftskritiker im Westen gleich mit.

Woher dieses luxurierende Mißtrauen gegenüber dem natürlich unendlich ver-

besserungswürdigen, aber doch ersten stabilen demokratischen Gemeinwesen in deutscher Geschichte? Nun, der neue linke Dogmatismus von 1968 knüpfte in vieler Hinsicht an die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung an, auf der Suche nach einem Vorbild - um allerdings schnell wieder bei den uralten Streitereien um die richtige Lehre zu landen. Um andere Vorbilder schien es nämlich schlecht bestellt. Zur Renaissance marxistischer Dogmen führte nicht nur jugendlicher Rigorismus - das auch -; daran hatten auch die vielen ungläubwürdigen Vertreter der noch jungen westdeutschen Demokratie teil, die ihr Verständnis zu deren Freiheitsspielräumen mit Blick auf die randalierenden Studenten in der aufschlußreichen Sentenz zusammenfaßten: „Das wäre unter Hitler nicht passiert!“

In der Tat. Mit diesem Bild einer „restaaurativen“ Gesellschaft vor Augen, die Demokratie als Oktroi der Alliierten abhandelte, statt sie emphatisch zu begrüßen, wandte sich eine erkleckliche Anzahl der akademischen Jugend den radikalen sozialistischen Gegenentwürfen zu - nicht aber den Einsichten jener Denker, die sich nicht nach 1933 in den nationalsozialistisch gleichgeschalteten Universitäten korrumpiert hatten, sondern die zu jenen über 40 Prozent des wissenschaftlichen Personals gehörten, die 1933 vertrieben wurden und denen es glückte, im Exil zu überleben und wieder Fuß zu fassen. Waren nicht gerade sie zum Vorbild geeignet gewesen?

In den frühen siebziger Jahren wurde an westdeutschen Universitäten Rudolf Hilferdings „Finanzkapital“ (1904) oder Fritz Sternbergs „Der Imperialismus“ (1926) studiert, nicht aber Hilferdings Plädoyer für das Parteiensystem und den Parlamentarismus aus den späten zwanziger Jahren oder seine Entdeckung des „subjektiven Faktors“ im Fragment „Das historische Problem“, das er 1940 schrieb, kurz bevor er in Gestapohaft in Paris starb — und auch nicht Fritz Sternbergs „Der Faschismus an der Macht“, in dem er 1935 den Anteil der organisierten Arbeiterbewegung an ihrem Untergang analysierte.

Für manche der deutschen Wissenschaftler, die im Exil überlebten und um Lehren aus der Katastrophe des Nationalsozialismus rangen, vor allem für jene, die sich vor 1945 als „Kassandra“, als Kontrollinstanz, womöglich auch als „Gegenregierung“ empfanden und auch nach 1945, als das Ausmaß der Verbrechen bekannt wurde, noch an Teilhabe am Wiederaufbau eines demokratischen Deutschlands interessiert waren - mag es doppelt schmerzlich gewesen sein, wie sie und ihre Werke auch hernach im Abseits blieben. Nicht nur jene, die sich nach 1933 der „neudeutschen Amtssoziologie“ (S. 40) verpflichteten und als „Heimatsoziologen“ zur „Dienstmagd des Regimes“ (S. 9) wurden, verhinderten vielfach die umfassende Rehabilitation der Vertriebenen. Auch der von Mißtrauen gegen professorale Würdenträger und den „Muff unter den Talaren“ gespeiste Studentenprotest 1968 würdigte die Exilsoziologie nicht als „Kontrastprogramm“ einer „gründlichen Humanisierung, Demokratisierung und Modernisierung“ (S. 9), sondern sortierte sie in die linke bzw rechte Schublade, „wohingegen es doch einzig auf die probzw antidemokratische Einstellung ankommen sollte“ (S. 10).

Wer Glück hatte, dem drückte eine kluge Hochschullehrerin wenigstens Helmut Plessners Plädoyer für die Demokratie von 1924 in die Hand - „Die Grenzen der Gemeinschaft“. Mit wem es das Schicksal gut meinte, dem gerieten außer dem Büligschulungsmaterial aus der DDR auch die undogmatischen, unkonventionellen und eminent lesbaren Beiträge zur Geschichte der deutschen Sozialdemokratie und des Marxismus von Helmut Hirsch in die Finger, im Exil Professor an der Roosevelt University in Chicago, 1957 nach Westdeutschland zurückgekehrt. Aber für die Neuorientierung des nach 1968 zum wichtigen geisteswissenschaftlichen Impulsgeber avancierten Fachs Soziologie wurden die Werke des Exils selten nutzbar gemacht. Das ist auch dem gesellschaftlichen „Diskurs“ nicht gut bekommen.

Sven Papckes Essays, seine Charakterisierungen der Zeit, der Menschen und ih-

rer Gedanken, vermitteln einen tiefen Eindruck von dem, was uns entgangen ist und was uns heute, wo es wieder um die „Unwahrscheinlichkeit der Demokratie“ zu gehen scheint und um die Notwendigkeit, dieses stets gefährdete, filigrane Regelwerk erneut mit Leben zu erfüllen und zu verteidigen, schmerzlich fehlt. Wie geht man mit Diktatoren, aber auch mit Bürgerkriegsparteien um, die nicht daran denken, sich an die paar zivilisierenden Regeln der Völkergemeinschaft, an den demokratischen Kommet des Westens also, zu halten?

Leopold Schwarzschild, der 1891 geborene Journalist aus Frankfurt am Main, analysierte schon 1934 zutreffend, was sich 1939 bewahrheiten sollte: daß es sich bei Hitler-Deutschland keineswegs um einen Staat wie jeden anderen handelte, der sich an die „kulturellen Standards des demokratischen Establishments“ hielte, sondern um einen Atavismus, der einer „Gewaltibido“, einer „Machtbrunft“ folge und damit mehr als nur den „klassischen Kodex des Völkerrechts und damit die Hebgewordenen Gepflogenheiten des Staatenverkehrs außer Kraft“ setze (S. 35). Schwarzschild belächelt, schon 1934, der Westen möge Berlin die Waffen entwenden: „Präventivschritte von Seiten des Westens, die in diesem frühen Stadium der braunen Machtentfaltung durchaus noch möglich und vor allem völkerrechtlich zu rechtfertigen gewesen wären, hätten das Unhell vielleicht, trotz aller ‚pazifistischen Virginität‘ (Schwarzschild), die den Zeitgeist in Europa fest im Griff hielt, noch abwenden können“ (S. 33). Wie aktuell solche Überlegungen sind. Vielleicht hätte es solcher Stimmen aus der demokratischen Opposition gegen den Nationalsozialismus bedurft, um auch in Deutschland die Frage nach dem Überleben der westlichen Demokratien und internationaler Standards des Zusammenlebens etwas intelligenter zu diskutieren als entlang moralischer Haltungen von „Pazifismus“ oder „BeUizismus“, wie es während des Golfkriegs 1991 üblich war und in der „Jugoslawien“-Frage noch heute ist.

Schwarzschild kritisierte schon damals an der Linken, zugunsten größerer, radikaler Entwürfe einer besseren Welt die Gegenwart verlorenzugeben. Sein glühender Antikommunismus, geschürt durch die kommunistische Vereinnahmung der Volksfrontversuche im Exil und durch den Hitler-Stalin-Pakt, isolierte ihn im Exil, in dem der Zeitgeist dem Stalinismus noch immer etwas abgewinnen konnte.

Dem Zeitgeist weitaus näher stand der 1895 geborene Soziologe Fritz Sternberg, der Bert Brecht den Kommunismus beibrachte und in dessen Werk es zuzug „wie im Nibelungenlied. Alles bewegte sich auf die Endschlacht zwischen Gut und Böse zu, der Sozialismus mußte doch einfach triumphieren“ (S. 49). An diesen Eckdaten orientiert sich auch noch seine Analyse des Versagens der deutschen Arbeiterbewegung, der Sven Papcke indes zugute hält, daß sie, wie alle wissenschaftlichen Schriften aus der Frühzeit des Exils, zur Gattung „anamnetischer Texte“ gehört: „Sie lesen sich wie Psychogramme von beschädigten Seelen“ (S. 58).

Ebenso gegenwartsbezogen liest sich heute, was Papcke über Adolf Löwe schreibt, den 1893 in Stuttgart geborenen Rechtswissenschaftler und Volkswirtschaftler, der 1931 als Nachfolger von Carl Grünberg in Frankfurt am Main den Lehrstuhl für wirtschaftliche Staatswissenschaft übernahm und im Exil erst in Manchester, dann in New York mit großem Einfluß forschte und lehrte. Er führt 1937 die deutsche Sehnsucht nach Ordnung und Herrschaft, die vielen das Chaos der Weimarer Republik als so unerträglich empfanden ließ, auf die geschichtliche Erfahrung allzuvieler Wechsel alle zurück und konstatiert „das allgemein in unseren Landen fehlende Gespür für eine erträgliche Balance zwischen Engagement und Anpassung“ (S. 65). Unfrei und unterwürfig seien die Deutschen aus „echter Sorge vor der eigenen Anarchie der Seele“.

Dieser paradox anmutende Blick auf die Deutschen ähnelt in vieler Hinsicht Helmuth Plessners Kritik an der deutschen Formschwäche, an einem überstei-

gelten gefühligen Individualismus, der Regeln und Konventionen als „äußerlich“ und „oberflächlich“ ablehnt, um sich, unter dem Gebot der „Selbstverwirklichung“, mit Charakterfragen zu beschäftigen. Plessner wie Löwe fasziniert hingegen das angelsächsische Modell der „freiwilligen Konformität“ des Individuums, einer Konventionalität, der die deutsche Vorstellung des voll entfalteten Individuums so deutlich kontrastiert: „Denn ohne ein gerüttelt Maß an freiwilliger Konformität der Individuen, die nicht mit Konformismus zu verwechseln sei, sieht sich der Raum der öffentlichen Angelegenheiten allemal äußerem Druck überantwortet“ (S. 69). Und: Ohne eine gewisse Regelerorientiertheit im Umgang miteinander liefern sich Menschen dem Unsichersten überhaupt aus: ihrem (guten) Charakter.

Das Verhältnis von Freiheit und Bindung ist das große Thema vieler Exilsoziologen. Auch Franz Neumann, der Autor des „Behemoth“, der wenigstens in den späten siebziger Jahren hierzulande einer gewissen „Rezeptionskonjunktur“ (S. 79) teilhaftig wurde, beschäftigt sich in späteren Jahren vorzugsweise mit der „institutionellen Sicherung der Menschenwürde“, mit dem Versuch, einen Rahmen zu schaffen, der „plurale Zustände“ und „geschichtliche Entscheidungsfreiheit“ garantieren kann (S. 86, S. 99). Mit dem romantischen Parteimarxismus und Edelkommunismus, der damals noch an amerikanischen Universitäten beliebt war, hatte das alles wenig zu tun. Es scheinen insbesondere die heftigen Flügelkämpfe der verschiedenen Exilgruppen gewesen zu sein, die stalinistischen Schauprozesse und die fürchterlichen Folgen des Hitler-Stalin-Paktes für die Opposition gegen Hitler, die auch jenen Exilwissenschaftlern kollektivistische Sehnsüchte vergällte, die zuvor der Arbeiterbewegung nahegestanden hatten.

Seine Abkehr vom unken Zeitgeist beförderte indes die Rezeption solcher Analytiker wie Peter Drucker auch nicht gerade, dessen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus nicht mit Kritik am Westen sparte: Nicht nur kokettierten

dort akademische Kreise mit dem Stalinismus, auch mit Hitlers Machtergreifung tat man sich bis Ende 1939 nicht weiter schwer. Man empfand sie als nicht sehr dramatischen Bruch mit den demokratischen Spielregeln, weshalb vielen die Warnungen der Flüchtlinge eher lästig waren.

Die meisten Vertriebenen und Exilwissenschaftler litten unter unauflösbaren Ambivalenzen: Sie waren aus dem eigenen Land ausgestoßen, von der eigenen Kultur getrennt, wurden vom Gastland nicht ernst genommen oder gar als Feind interniert. Versuchte man, im Exil weiterhin „das bessere Deutschland“ zu verkörpern, sich für die Zeit danach bereitzuhalten - oder paßte man sich, in der Hoffnung auf eine neue Heimat oder wenigstens nur auf Berufsausübung, dem Gastland an? „Die vom Dritten Reich zuhauf Exorzierten vertraten zwar das sprichwörtliche ‚Bessere Deutschland‘, waren also Garanten für eine integre Zukunft ihrer Heimat nach dem Ende des politischen Sündenfalls, - aber wurde diese Aufgabe vom politischen Exil erkannt und akzeptiert? War die Fluchtbewegung zudem imstande, das kulturelle Erbe nicht nur zu bewahren, sondern es in der Fremde auch als die humanistische Tradition ihres Herkunftslandes positiv zu vertreten?“ (S. 109). Eines der aufschlußreichsten Werke über die Erfahrung der Aussonderung, „Die Peripheren“, stammt von Ernst Grünfeld, der in der „inneren Emigration“ in Deutschland aushielt, bis er 1939 Selbstmord beging. Sein Werk und seine Biografie machen die unendlichen Spannungen deutlich, unter denen Emigranten und politisch Verfolgte das Überleben versuchen. Auch diese Studie ist von bedrückender Aktualität.

Sven Papcke verbindet seine Einführungen in das Denken dieser exilierten Sozialwissenschaftler (Willy Strzelewicz, Karl Polányi, Adolf Sturmthal und Albert Salomon sind weitere Kapitel gewidmet) mit vielfältigen Hinweisen auf den politischen, zeitgeschichtlichen, ideengeschichtlichen Horizont ihrer Entwürfe zum Begreifen des Zivilisationsbruchs des 20. Jahrhunderts. Die Lektüre des aus

Rundfunkessays entstandenen Buchs macht den Verlust solcher Vorbilder spürbar, die sich in der Auseinandersetzung mit den totalitären Versuchsanordnungen der Zeit für die demokratische Option entschieden haben - im Bewußtsein der Unwahrscheinlichkeit einer Gesellschaftsordnung, die Freiheit und Bindung auf Dauer zu balancieren in der Lage ist - weshalb sie der Verteidiger bedarf.

Cora Stephan,  
Frankfurt/M.

Antonio Gramsci, Gefängnishefte Band 1-5; Hamburg, Argument-Verlag 1991 ff. (Band 1-5 fortlaufende Seitenzählung: 1186 S. + 548 S. kritischer Apparat), je 46DM.

Der agile kleine Argument-Verlag hat das Wagnis unternommen, eine Publikation auf den Weg zu bringen, die sich zum Zeitgeist verhält wie Feuer zu Wasser: Gramsci ist „out“ und hat dennoch mit seinen Arbeitsheften, die er im faschistischen Gefängnis Italiens ab Februar 1929 niederschrieb, einen wahren Steinbruch hinterlassen, der nutzbar ist, um das zivilgesellschaftliche Projekt voranzubringen. Vierzig Jahre nach Erscheinen einer ersten italienischen Ausgabe wird hiermit ein Hauptwerk der politischen Philosophie des 20. Jahrhunderts endlich in deutscher Sprache zugänglich. Das Werk, entstanden zum Zeitpunkt der Niederlage des revolutionären Kommunismus und des Aufstiegs des Faschismus im Westen, gleicht einem riesenhaften fragmentarischen Mosaik und gibt viele Rätsel auf.

Der erste Band der kritischen Gesamtausgabe der 29 Gefängnishefte enthält neben einem Vorwort von Wolfgang Fritz Haug und editorischen Vorbemerkungen von Klaus Bochmann eine Einleitung von Valentino Gerratana sowie eine Chronologie des Lebens von Antonio Gramsci (geb. 1891), der kurz nach der Entlassung aus der Haft an deren Folgen starb (27. 4.1937). Ebenfalls im ersten Band ist Gramscis erstes Gefängnisheft vom Februar 1929 abgedruckt, in dem er so unterschiedliche

Themen wie „Theorie der Geschichte“, „Geschichtsschreibung“, „Intellektuellengruppen“, „Feuilletonroman“, „Sprachfrage in Italien“ usw. behandelt.

Band 2 der Gesamtausgabe versammelt das zweite und dritte Gefängnisheft, die aus Miszellen bestehen, d. h. kleinen Aufsätzen verschiedenen Inhalts, Vermischtes. Darin geht es um „Amerikanismus“, „Deutsche Intellektuelle“, „Kulturelle Ereignisse“, aber es würde den Rahmen einer Rezension sprengen, die Themen auch nur aufzulisten.

Band 3 (viertes und fünftes Gefängnisheft) besteht aus Notizen zur Philosophie und dem „10. Gesang der Hölle“. Es geht Gramsci darin um Grundprobleme des Marxismus, um Wissenschaft, Ideologie, Intellektuelle, Philosophie, Machiavellismus, die Dramen Pirandellos, Renaissance und Reform etc.

Band 4 (fünftes und sechstes Gefängnisheft) enthält die Fortsetzung der Notizen zur Philosophie und zahllose Miszellen aus den Jahren 1930 bis 1932. Statt die Themen aufzuzählen, greifen wir ein Beispiel heraus: Paragraph 15, Enzyklopädische Begriffe: [...] „Häufig ist, was die Leute Intelligenz nennen, nichts anderes als die Fähigkeit, die nebensächlichen Wahrheiten zum Schaden der grundlegenden Wahrheiten zu verstehen“. „Was uns am meisten an den Menschen verzweifeln lassen kann, ist die Frivolität“. Diese zwei Aphorismen von Bernasconi interpretiert Gramsci: Diese Art Intelligenz sei eine von Selbstgefälligkeit diktierte Polemik, die grundlegende Wahrheiten durch nebensächliche Einwände zu entkräften sucht. Frivolität interpretiert er als Taktlosigkeit und beschränkten Provinzialismus. Ein weiteres Beispiel: Paragraph 24, Enzyklopädische Begriffe: die Zivilgesellschaft. Er unterscheidet den Hegeischen Begriff von Zivilgesellschaft, d. h. von politischer und kultureller Hegemonie einer gesellschaftlichen Gruppe über die ganze Gesellschaft, von dem Sinn, den die Katholiken dem Begriff verleihen.

Der 1993 erschienene Band 5, der jüngste der noch in Aufbau befindlichen Reihe,

enthält wiederum Notizen zur Philosophie, Miszellen und Anmerkungen zum Risorgimento.

Als ein Nachteil für den Benutzer stellt sich heraus, daß den Bänden kein Sachregister beigelegt wurde, mit dessen Hilfe Begriffe, Themen oder Bemerkungen zu Personen systematischer zugänglich würden. Trotz dieses Mangels, dem durch ein Gesamtregister aller Bände abgeholfen werden könnte, ist diese Ausgabe ein absolutes Muß für jeden linksintellektuellen, für jeden kritischen Linken, und zwar eins, das nicht nur im Regal stehen sollte, um die blauen Bände nach hinten zu drängen, sondern das eine tatsächliche und wiederkehrende Indienstnahme verdient. Die Möglichkeiten, Gramsci zu studieren, sind besser denn je, und die Linke sollte Gramsci nicht der Neuen Rechten überlassen. Der Gedankenreichtum des großen marxistischen Theoretikers liegt dank der Argument-Gesamtausgabe vor uns wie ein brachliegender Acker, den es zu bearbeiten gilt.

Zwar fragt sich mancher, warum die in den siebziger Jahren so sehnlich herbeigewünschte Gramsci-Edition erst jetzt erscheint, aber die Verantwortung dafür trägt ein anderer Verlag, der sich jahrelang auf den Rechten ausruhte, ohne die Edition voranzubringen. Nunmehr ist zwar der säkulare Epochenbruch von 1989/90 über viele Theoretiker hinweggegangen, aber Gramsci gehört zu den wenigen, die uns aufgrund eines kritischen Zugangs zur Realität noch etwas zu sagen haben. Zu seiner Zeit war die unvoreingenommene Sichtung der realen Prozesse und historischen Vorgänge noch weitaus schwieriger als heutzutage, nicht so sehr wegen deren Unübersichtlichkeit, sondern vielmehr wegen deren Umstellung durch ideologisches Blendwerk, das es durch theoretische Reflexion zu überwinden galt. Diese Aufgabe ist von ungebrochener Wichtigkeit.

Wolfgang Kowalsky,  
Frankfurt/M.